In der Marokkofrage steht die Entscheidung der französischen Regierung über die Annahme des Tangerstatuts noch aus. Inzwischen sind die für die militärische Katastrophe von Anual — zu Anfang des Vorjahres — verantwortlichen Generale, darunter der damalige Oberbefehlshaber Berenguer, auf Antrag der Offiziersjustiz bis zur Urteilung in scharfe Haft genommen worden. Natürlich, der alte marokkanische Rebellenführer, der kürzlich wieder einmal totgesagt war, läßt, auf dem Wege über das offiziöse französische Havasbüro, diese Nachricht dementieren und versichern, daß er sich steigenden Wohlbefindens erfreue.

*

Die Frage, die für Deutschland im Mittelpunkt der außenpolitischen Erelassise steht, ist die Erörterung der deutschen Anregung an Frankreich und Belgien, Rhein-, Ruhr- und Reparationsfragen in direkter Aussprache zu klären. Daneben das Ergebnis der nunmehr gebildeten Sachverständigen-Ausschüsse der Reparationskommission, die über das deutsche Budget und die Währung, sowie über das Kapitalfluchtproblem gehört werden sollen. Auf beiden Gebieten ist Entscheidendes in der ersten Januarhälfte kaum zu erwarten; doch ist in bezug auf die Besetzung des Pariser Botschafterpostens anscheinend ein Einvernehmen erzielt worden. Der Name des künftigen deutschen Vertreters in Paris wird, voraussichtlich bis zur Rückkehr des Reichsaußenministers Dr. Stresemann in etwa einer Woche, geheimgehalten, doch gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß all die Kombinationen, die von einem neuen Manne aus Kreisen der deutschen Wirtschaft wissen wollen, verfehlt sind. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aufgaben und die Fülle des in den fünf verstrichenen Jahren eines „Friedenskrieges" angehäuften Materials scheint der Posten für einen Neuling auf diesem Gebiet tatsächlich kaum sehr erfolgversprechend. Die deutsche Außenpolitik fordert von ihren Vertretern des In- und Auslandes ein Maß von sachlicher Festigkeit in Verbindung mit taktischer Zurückhaltung, einen Blick für die Abschätzung der Tragfähigkeit auftauchender Strömungen und Möglichkeiten, wie sie kaum je der Diplomatie eines Landes abverlangt worden sind. Bei der Auswahl der Vertreter an den für uns wichtigsten Plätzen kann es sich zeigen, ob die Regierung für diese Schwierigkeiten das notwendige Verständnis hat.

Dr. Edgar Stern-Rubarth.

Die Listenwahl im Saarland.

Nachrichtendienst der „Bolsischen Zeitung".

ok **Frankfurt a. M.**, 27. Dezember.

Die Regierungskommission des Saargebiets hat für die demnächst vorzunehmenden Neuwahlen zum Landesrat verordnet, daß die Wähler berechtigt seien, „die auf den Stimmzetteln urkundlich eingetragenen Namen zu streichen und durch Bewerber zu ersetzen, deren Namen auf einem anderen zugelassenen Wahlvorschlag genannt sind". Mit anderen Worten, das System der gebundenen Listen, das noch bei der letzten Wahl in Kraft war, ist fallen gelassen und durch das der freien Listen ersetzt worden. Die gesamte Presse des Saargebiets nennt diese Verordnung eine Verschlechterung des Wahlsystems. Die Verordnung stände mit dem deutlichen Willen des Landesrats und der gesamten Bevölkerung in schärfstem Gegensatz.

Reichsbeauftragte für Thüringen.

Das W. T. B. teilt mit: Die Nachricht, daß der Reichspräsident einen Reichskommissar oder Reichsbildungskommissar für Thüringen ernannt hat, trifft nicht zu. Richtig ist nur, daß die Reichsregierung Beauftragte nach Art. 48 der Reichsverfassung nach Thüringen entsandt hat, um mit der thüringischen Staatsregierung in Verbindung zu treten und insbesondere Auskunft über die bei der Reichsregierung eingegangenen Beschwerden aus dem Lande einzuholen.

Das Düsseldorfer Schupo-Urteil

Ein schlimmer Anachronismus.

Düsseldorf, 27. Dezember. (W. T. B.)

Aus gutunterrichteten Kreisen des besetzten Gebietes wird mitgeteilt:

Der Prozeß gegen die Düsseldorfer Schupo erinnert nach den Aeußerungen von Persönlichkeiten, die den gesamten Prozeßverlauf eingehend verfolgt haben, an die Art der Rechtsprechung, die während der Zeit des passiven Widerstandes von den Besatzungsbehörden geübt worden ist. Im besonderen hat der Vertreter der Anklage sich nicht gescheut, die politischen Momente dieses Prozesses unverhüllt hervortreten zu lassen. Diese Tendenzen liefen darauf hinaus, die separatistische Bewegung als eine friedliche Bewegung der Rheinländer zu dokumentieren. Im Prozeßverlauf selbst ist aber das Gegenteil einwandfrei festgestellt worden, im besonderen hat der Führer der Separatisten, Matthes, der als Zeuge in diesem Prozeß vernommen worden ist, selbst zugeben müssen, daß ein großer Teil der Demonstranten mit Revolvern und Gummiknüppeln versehen war. Dieser Umstand sowie eine Reihe von Zeugenaussagen, die klar erwiesen, daß die Schutzpolizeibeamten zum mindesten in Notwehr gehandelt haben, sind vom Anklagevertreter auch nach dem Prozeßverlauf bei der Stellung der Strafanträge vollkommen unberücksichtigt geblieben.

Zur Charakterisierung des Düsseldorfer Prozesses muß auch darauf hingewiesen werden, daß der Vorsitzende dieses Gerichts der Kommandant des gleichen Dragoner-Regiments gewesen ist, das am Tage der Separatistenunruhen eingegriffen hat, um die Schutzpolizeibeamten zu entwaffnen und zu verhaften.

*

Man faßt sich an den Kopf: Wo stehen wir denn? Welchen Tag kündet der Kalender? Die harten Urteilssprüche der französischen Kriegsgerichte von Metz, von Mainz und von Düsseldorf, die über Deutsche in den Monaten des Kampfes verhängt wurden, waren allen Rechtes bar, aber als bienende Glieder einer zielbewußten Politik zweckhaft und somit wenigstens in ihren Motiven zu verstehen. Der Düsseldorfer Spruch vom dritten Weihnachtsfeiertag ist juristisch um nichts besser, aber politisch ein schlimmer Anachronismus.

Das französische Kriegsgericht in Düsseldorf — selbst unter Napoleon gab es in Düsseldorf kein französisches Gericht, und Kriegsgerichte auf widerrechtlich besetztem Boden während der Geltung eines feierlich unterzeichneten und bekräftigten Friedensinstrumentes sind nun gar eine Errungenschaft unseres glorreichen Jahrhunderts! — dieses im Düsseldorfer Stahlhof etablierte Militärgericht also hat einen Spruch gefällt, dessen Härte alles übertrifft, was selbst Kenner dieser Art von Justiz voraussagten. Von den Kontumaz-Verurteilten einmal ganz abgesehen — obschon auch dort nur einer mit weniger als zehn Jahren schwerster Freiheitsentziehung bedroht wird — so sind die „Durchschmuggelstrafen" 5 Jahre Zuchthaus oder 5 Jahre Gefangnis. Insgesamt sollen 16 deutsche Männer den Weg in die französische Strafanstalt antreten, in der Tat ein guter Auftakt für eine neue Aera! Reichskanzler Marx hat in seiner Radio-Ansprache zum Christfest derjenigen gedacht, die noch in fremden Gefängnissen festgehalten werden. Zum Feste wurde die Erlaubnis gewährt, daß Angehörige ohne größere Beschränkungen zum Besuche der Inhaftierten zugelassen würden. Man hörte das gern und nahm gern davon Notiz, weil man glauben mochte und auch glauben durfte, dies sei der Vorbote zur Freilassung. Soll diese Geste nur ankündigen, daß übers Jahr zum Christfest 1924 noch immer ein Regime der „Besuchsfreiheit" herrschen soll?

Daß fremde Truppen, fremde Behörden, fremde Gerichte auf heimischem Boden sich eingenistet haben, macht es so schwer und fast unmöglich, am Verhalten beteiligter deutscher Stellen die nötige Kritik zu üben. Die Schuld am Aufkommen dieser Art separatistischer Bewegung trifft so auch deutsche Behörden, vor allem Verwaltungsbehörden. Es ist hier schon mehrfach gesagt worden, daß eine zum Notwendigen entschlossene, zur Tat bereite großzügige Rheinlandpolitik Preußens das ganze Separatistengetriebe unmöglich gemacht hätte. Der Ausgang des Ruhrkampfes hat dies Gezücht hinaufgeschwemmt, und als die Woge sich verlief, blieb der Abhub zurück. Gerade im preußischen Teil des betroffenen Gebietes hat die Bevölkerung selbst den Verrat zuschanden gemacht. Jene Paradedemonstration der Sonderbündler in Düsseldorf sollte in sich ersticken werden durch den „Zuschauerstreik", durch den „toten Sonntag", der dann, unzweifelhaft vor allem durch Verschulden der Sonderbündler, zum blutigen, zum Totensonntag wurde. Die örtliche Polizei hat ihre Pflicht getan, und das auf eigene Verantwortung. Man hat vielleicht, nach altem, sehr überlebtem, hier am wenigsten passenden Brauch, von außen her gängeln, leiten, reglementieren wollen. Grübner, ein ausgezeichneter Regierungspräsident, von den Franzosen nach langem, zähem Ringen aus Düsseldorf entfernt, hat begreiflicherweise den Wunsch gehabt, von Elberfeld aus seinen Bezirk zu verwalten. Das ist nicht immer angängig gewesen, und auch der Befehl, den Grübner für den „toten Sonntag" gab, wäre wohl besser nicht erteilt worden. Für den Fortgang der Geschehnisse war er ohne Belang: Die Düsseldorfer Schupoleute wußten, daß sie auf sich gestellt waren, und sie handelten, wie sie ihrer Pflicht und ihrem Lande schuldeten.

Dafür will sie jetzt ein Richter büßen lassen, der nicht nur Partei, sondern geradezu Gegner ist. Unter der heuchlerischen Maske der Neutralität unterstützt man die Separatisten aller Schattierungen, die politisch harmlosen Spitzbuben und die politisch gefährlichen „Ehrenmänner". Unter der widerlichen Maske der Justiz wirft man in den Kerker, was dem sich entgegenstemmt. Soll wirklich Friede werden diesseits und jenseits der Grenzen, so muß jeder Anachronismus des Scheinrechts vertilgt werden, so muß die „Besuchsfreiheit" zur Vollfreiheit werden, der Gnadenbeweis zum Rechtsgewährung.

C. M.

Revolutionäre Propaganda der „Internationalen Arbeiterhilfe"?

Nachrichtendienst der „Bolsischen Zeitung".

* **Hamburg**, 27. Dezember.

Die Hamburger Behörden haben der Internationalen Arbeiterhilfe, von der sich Komitees in diesen Tagen überall in Deutschland gebildet haben, die Sammelerlaubnis für das Hamburger Staatsgebiet verweigert, mit der Begründung, es habe sich herausgestellt, daß die Komitees planmäßig kommunistische Propaganda trieben und direkte Instruktionen von Moskau bezögen.

So heißt es z. B. in einer Nummer der „Internationalen Pressekorrespondenz", daß die Gründe der Menschlichkeit bei der eingeleiteten Hilfsaktion hinter den politischen Absichten zurücktreten sollen. Die deutsche Hungersnot sei ein ausgesprochen politischer Faktor; ihre Bekämpfung müsse unmittelbare politische Folgen haben. Die Hungerhilfe für die deutsche Arbeiterklasse sei keinerlei Philanthropie und dürfe nicht zur bloßen Wohltätigkeit herabsinken. Es handele sich darum, die Vorbedingungen einer späteren Revolution durch die jetzige Tätigkeit der Internationalen Arbeiterhilfe zu schaffen.

Den Feststellungen der Hamburger Behörden zufolge gehen die Absichten der Internationalen Arbeiterhilfe in erster Linie darauf, eine größere Zahl von Sälen zu erhalten, um dort eine politische Beeinflussung der Gespeisten zu versuchen. Auf Grund dieser Feststellungen haben die Behörden zu einer Förderung der Internationalen Arbeiterhilfe sich nicht entschließen können.

Römische Musik und Musiker

Von

Adolf Weißmann.

* Rom, im Dezember.

Die Zeiten rasen im Schnellzugstempo. Atem, Atem! Was an dieser Stelle im Jahre 1920 über neuitalienische Musik geschrieben wurde, gilt heute nur noch teilweise. Neues, Grundlegendes hat sich ereignet.

Wer durch die Internationale Kunstausstellung in der Via Nazionale wandert, wird bestätigt finden, was man ahnte, was das Spielzeug italienischer Künstler in Berlin ausfagte: der Futurismus hat abgewirtschaftet. Zwar rüstet sich Marinetti zu einer Tour mit einem futuristischen Theater, aber kein Mensch nimmt das ernst.

Es bereitet sich also ein neuer Klassizismus vor. Das heißt: die im Chaos gesammelten Erfahrungen werden für eine gesättigtere Kunst fruchtbar gemacht, in der Form und Inhalt sich decken sollen. Alle die Malerei sind die Namen de Chirico, Carrà, Casorati bezeichnend. Verschwunden alle künstliche Kuseregheit, alle Sachlichkeit des Echte in allen Zonen ist geblieben.

Zeichen der Zeit: Alfredo Casella, stark bisher zunächst als musikalischer Karikaturist, lebte noch 1920 unter futuristischen Bildern. Er will es heute nicht mehr haben. Man sieht auch bei ihm eine Sammlung ruhiger, im farbigen Detail wunderbar durchgebildeter Bilder: das italienische Haus gegen die italienische Landschaft neugestellt. Und Casella schreibt ein „diatonisches" Quartett. Man darf das nicht zu wörtlich nehmen. Seine Diatonik ist durchwachsen. Aber während noch sein erstes Quartett die Valeurs etwas unbekümmert nebeneinandersetzte, bekennt Casella sich jetzt zu chromatischer Arbeit; seine Konstruktion ist eine Umformung der klassischen; die Teile, Entwicklungen, Durchführungen, werden ineinandergeschoben. Was die Kammermusik durch Brahms, seit Brahms erlebt hat, soll in neuer Fassung erscheinen.

Ich bin nicht neugierig, was daraus wird. Nichts kann sich so rasch wandeln wie Malerei. Zuletzt kommt es ja darauf an, ob der Bau mit Inspiration durchleuchtet wird. Casella, der tätigste Organisator unter den italienischen Musikern, hat mit d'Annunzio und Francesco Malipiero zusammen die Corporatione delle nuove musiche begründet. Eine Zeitschrift soll erstehen. Von Italien, so will und denkt man, soll die neue künstlerische, musikalische Renaissence, also eine Art Gesundung und Erneuerung herkommen, wie sie Busoni in seiner Art gedacht hat.

Was wurde sollte dies nicht geschehen? In diesem Lande gibt es noch immer keinen Betrieb wie in den anderen Ländern Europas. Die Gesellschaften selbst laden die Künstler ein, Konzertagenten kennt man so gut wie gar nicht. Casella will jetzt aus eigenem Antrieb mit Schönbergs „Pierrot Lunaire" in Italien reisen. Ein Musikpublikum bildet sich ganz allmählich. Wo der Sinn für feinere Musik erwacht ist, da wird sie mit Leidenschaft getrieben. Aber alle öffentliche Musik ist, in Mittelitalien wenigstens, auch heute noch im Erwachen.

*

Mittelpunkt für die Musik Roms ist noch immer das Augusteo, die Rückseite der berühmten Accademia di Santa Cecilia, deren Direktor soeben Ottorino Respighi geworden ist: dort, in jenem amphitheatralischen Raum mit Oberlicht, der an die Londoner Queen's Hall erinnert, trägt sich das zu, was man Konzertsaison nennt. Da wohnt sein Großbetrieb, sondern gewissenhafteste Arbeit. Bei dieser beobachte ich Bernardino Molinari, den künstlerischen Leiter des Augusteo. Erstaunlich, wie das Orchester in den wenigen Jahren, seitdem ich es letztens gehört, gewachsen ist. Diese 90 Mann sind ineinander so eingespielt, daß es sich nur um mehr oder weniger vollendete Aufführungen handeln kann. Kein Wunder: nirgends in Europa wird soviel geprobt wie hier. Für ein großes Konzert finden acht bis zehn Proben statt. Das bedeuten 25 000 Lire Kosten für ein Konzert. Man wird den Bedacht haben, daß diese genaueste Probenarbeit, die sich auch auf die Begleitungen der Solisten erstreckt, unter Umständen ermüden kann. Ich muß aber bekennen, daß gegenüber der Schlamperei, die genenwärtig in den europäischen Orchestern eingerissen ist, diese Genauigkeit wohltut. Denn hier ist künstlerische Genauigkeit. Molinari ist ein Künstler von Feingefühl, ein Parkettenkenner immer spähenden Auges, wie etwa Muck, dabei mit einem Sinn für alle Zwischenstufen des Klanges begabt, der sich in neueren Werken hervorragend bewährt. Die Geiger bis zur Durchsichtigkeit des Quartettspiels, die Bläser zur Klarheit des Kammerorchesters auch da zu führen, wo sonst der Nebel beliebt ist: dies ist die Eigentümlichkeit Molinaris. Seine Zeichensprache ist bis ins letzte entwickelt, sehr bewegt, aber nirgends überflüssig. Er musiziert aus der Seele des Orchesters. Einen überzeugenden Beweis dafür gab mir die Aufführung der „Jole joyeuse" von Debussy. Das Klavierstück ist auf Busch und mit dem Beifall des Meisters in seinem letzten Lebensjahre 1917 von Molinari in ein Orchesterstück umgemandelt und bei Durand in Paris erschienen. Man kann sich eine idealere Umbildung, Umdeutung des Stückes aus dem Geist des Tasteninstrumentes in den des Orchesters, in den des Debussy-Orchesters nicht gut denken. Ja, man kann es sich nicht mehr ins Klavier zurückdenken. Die Flöte beginnt wie ein dahinheulender Schatten. Alles gedämpft. Kehrt wieder. Die Reflexe zittern durch die Partitur. Selbst die Wirkungen des Klavierpedals sind im Orchesterklang aufgefangen. Die Exotismen dieser Musik dahingehaucht. Und wie wurde das gespielt! Wie Silberstaub glitzert der Klang in den Bläsern, die Gangtonmusik beginnt zu atmen, und sie erreicht einen Aufschwung, daß es nun doch wie Jubel in A-Dur durch den ganzen Instrumentalkörper rut.

Von solchem Feingefühl des Dirigenten, des besten mir bekannten Konzertdirigenten Italiens, wurde auch der Solist am Klavier, Adriano Ariani, ein sehr musikalischer, echt empfindender, nur etwas sentimentaler, dem Klavierklang mit Liebe nachgehender Spieler in Rachmaninoffs D-Moll-Konzert getragen. Und was haben Molinari die fremden Dirigenten zu danken! Richard Strauß weiß es genau.

*

Die römische Oper aber darbt. Schon ist es, als ob gerade die finanzielle und die Kammermusik das Hauptinteresse der gebildeten Kreise aufsaugt. Im Teatro Adriano geht eben eine Spielzeit zu Ende, die in allererster Linie mit Puccini bestritten wurde. Mammal gute Sänger, immer schlechtes Orchester. Aber die wahre Opern-Spielzeit wird vom Teatro Costanzi eingeweiht. Am 26. Dezember wird sie eröffnet. Das Datum ist so lange hinausgeschoben, weil offenbar die Abonnenten ausgeblieben waren. Und das Vorspiel der Saison ist Streit. Signora Carelli, die Herrin des Hauses, will nach amerikanischem Muster das Orchester durch fortgesetzte Auslese emporheben. Auslese treiben: heißt so und soviele Musiker, diesmal dreizehn, auf die Straße setzen. Darob ungeheure Entrüstung. Ich nehme an, daß es zu einem Vergleich zwischen der tatkräftigen Dame und den Orchestermusikern kommen wird.

In alledem spürt man den Willen zu einer Umformung, Erneuerung der Oper. Was aber steht bevor? Als erstes Wort wird Gasparo Spontinis „Vestalin", hundert Jahre alt, auch in Berlin einmal als Wert des Generalmusikdirektors der Königlichen Oper nicht unbetannt, ausgegraben. Also nicht als Premiere, sondern als „esumazione" angekündigt. Es folgen die „Vier Grobiane" Ermanno Wolf-Ferraris, die wir in Berlin bereits vergessen haben; dann, anstelt der für Rom neuen „Ariadne" von Richard Strauß, „Salome"; dann „Götterdämmerung" . . . So heißt es; hoffen wir, daß der Impresa der Atem nicht ausgeht.

Ein Werk aber, das man im Costanzitheater auffühten will, steht nicht auf dem Cartellone, dem Plakat: „Emiral" von Bruno Barilli. Dieser Neuitaliener, eint flüchtig von mir erwähnt, muß heute als eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten nachdrücklich vorgestellt werden.

Bruno Barilli, in Parma geboren, ein Mensch in den Dreißigern, ist in keine Klasse einzuordnen. Der Typus des genialen Menschen, von Natur Feind jeder Schablone und jeden Berufes. Sein Leben ist so abenteuerlich wie seine Laufbahn als Musiker. Schon wehrt er sich gegen das Wort „Musiker". Ja, Musikant ist er und doch höchst tu..ivierter Mensch. Er hat auch einmal